

Migration, Kultur und nationale Bindungen

Früher wurde mit dem Begriff Rasse Unheil angerichtet. Heute übernimmt teilweise der Begriff der Kultur diese Rolle, dann nämlich, wenn Kultur als Metapher für Einbindungs- und Ausgrenzungsprozesse benutzt wird. Die wissenschaftstheoretische Diskussion zeigt, dass sich der Kulturbegriff im Laufe der Zeit gewandelt hat und dass heute eigentlich nur noch von einer Kultur gesprochen werden kann, über die alle Menschen verfügen, und nicht mehr von Kulturen, die getrennt nebeneinander existieren.

28

Je komplexer sich gesellschaftliches Leben für Menschen darstellt, umso intensiver suchen sie – so scheint es zumindest – nach jenen unverrückbaren Wahrheiten, die ihnen hinsichtlich der Art, wie gutes Leben zu sein hat und wie die Welt geordnet ist, Gewissheit geben. Solche Wahrheiten stillen gewöhnlich das tiefsitzende Bedürfnis, auf komplexe Fragen einfache Antworten zu finden. Sie dienen folglich dem, was Weberianer mit Komplexitätsreduktion zu bezeichnen pflegen. Dass heutiges Leben an Komplexität gewonnen hat, steht wohl ausser Frage. Man bedenke nur, wie differenziert moderne Arbeitsmärkte funktionieren und welche neue Forderungen sich dadurch an Bildungssysteme stellen. Oder man versuche sich vorzustellen, welche Möglichkeiten die neuen Informationstechnologien eröffnen und wie stark diese sowohl unseren beruflichen als auch unseren privaten Alltag prägen. Oder man überlege sich, welchem Druck heute junge – und zunehmend auch weniger junge – Menschen in Bezug auf ihr *Body Styling* – Zahnkorrekturen, Schlankheitsideale, Haar- und Kleidermode, Piercing – ausgesetzt sind und wie massgeblich dieses *Styling* Gruppenzugehörigkeit und Gruppenausschluss gestaltet. Aber nicht nur das zivilgesellschaftliche Leben ist komplexer geworden. Auch alle jene Phänomene, die unter den Begriff transnationale Mobilität subsumiert werden, sind davon betroffen. Darunter fallen so unterschiedliche Wanderungen wie der freie Personenverkehr, die temporäre und permanente Arbeitsmigration, die Management- und Wissenschaftsmobilität, der Ferientourismus, die erzwungene Flucht aus Kriegsgebieten, die Asilmigration und der illegale Grenzübertritt. Allein das Bewusstmachen der Vielfalt von transnationaler Mobilität verweist auf die Schwierigkeit, dieselbe in einfache Kategorien zu fassen. Immer deutlicher schält sich zudem heraus, dass Regierungen geneigt sind, erwünschte von unerwünschter Mobilität zu unterscheiden und mittels Migrationssteuerung die erwünschte zu fördern und die unerwünschte zu bremsen. Staaten geben sich somit als kollektive Akteure zu erkennen, die eigene Interessen verfolgen.

Angesichts solch eminenter Komplexität, die alle Lebensbereiche abzudecken scheint und die sowohl lokales als auch globales Geschehen umfasst, erstaunt es nicht, dass in der heutigen Zeit Begriffe an Bedeutung gewinnen, die uns suggerieren, dass unsere Welt doch in irgendeiner Weise geordnet ist und einer festen und nachvollziehbaren Logik folgt. Einer dieser Begriffe ist Kultur. Hinzu kommen all jene Derivate, die in Relation zum Kulturbegriff stehen, wie etwa Kulturkreis, interkulturelle Kommunikation, multikulturelle Gesellschaft, kulturelle Identität, transkulturelle Kompetenz und vieles andere mehr.

Im Folgenden wird der Stellenwert von Kultur in der Wissenschaftsdiskussion aufgezeigt. Anschliessend wird dargelegt, inwiefern sich das Verständnis von Kultur im Laufe der Zeit gewandelt hat. Und schliesslich wird Kultur mit Migration in Verbindung gebracht.

Zur Begriffsgeschichte

Bis Ende des 19. Jahrhunderts wurde Kultur mit höherer Entwicklung gleichgesetzt. Man unterschied etwa Kulturvölker und Naturvölker. Erstere – so glaubte man damals – verfügten in Form von Künsten, Wissenschaft und Technik über aussergewöhnliche geistige Fähigkeiten, die sie berechtigten, sich als höher entwickelt einzustufen. Letzteren mangle es an zivilisatorischer Kraft, weshalb sie als der Natur nahe stehend gesehen wurden. Dieses Verständnis von Kultur – das in alten Wörterbüchern und Enzyklopädien noch gut zum Ausdruck kommt – legitimierte eine kolonialistische Haltung, war es doch nahelegend, Kulturvölker aus dem Zustand der Naturgebundenheit zu befreien, falls nötig auch gegen deren Willen.

Um die Wende zum 20. Jahrhundert begann ein neues Kulturverständnis Fuss zu fassen. Das zu jener Zeit von der Ethnologie publizierte Material zu den «Naturvölkern» belegte, dass «Wilde» keineswegs einfache Lebensformen pflegen. Nicht nur, dass sie teils über komplexe Sozialstrukturen verfügten, auch die Ritual- und Symbolwelten erwiesen sich als ausgefeilt und sinnvoll. Es kommt hinzu, dass man endlich begann, zivilisatorische Leistungen zu würdigen, wie sie etwa in China, Indien und im arabischen Raum erbracht worden sind. Dieser neue Blick auf fremde Welten führte einerseits zur Kritik am kolonialistischen Verständnis von Kultur, andererseits zur These, dass alle Menschen in Kulturen leben, unabhängig davon, welche Technologien sie beherrschen und nutzen. Diese Kulturen seien zwar in ihren Ausprägungen verschieden, jedoch gleichwertig, was zum Konzept des Kulturrelativismus hinführte. Kulturrelativisten – insbesondere jene der klassischen amerikanischen Kulturanthropologie –

gingen sogar noch einen Schritt weiter, indem sie postulierten, dass Kultur das Individuum determiniere, folglich in seinem Denken und Handeln so stark präge, dass die durch eine bestimmte Kultur sozialisierten Menschen nicht in der Lage wären, diese Kulturmuster abzulegen und durch andere zu ersetzen.

Kulturbegriff in Frage gestellt

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts wird nun auch das relativistische Kulturbegriff in Frage gestellt, und zwar aus folgenden Gründen:

■ Jene geschlossenen Kulturen, deren Existenz Kulturrelativisten als erwiesen hingestellt haben, lassen sich nicht finden. Oder anders ausgedrückt: Eine aus der Ferne homogen scheinende Kultur erweist sich – je näher man an sie heranzugehen versucht – als heterogenes und diffuses Gebilde, das sich nicht fassen lässt.

■ Es zeigte sich, dass die *intra*kulturelle Variabilität oft grösser ist als die *inter*kulturelle. Das heisst, dass Gesellschaften Differenzierungsprozesse durchmachen, welche der Idee eines kulturellen Holismus, das heisst einer all umfassenden und in sich geschlossenen Ganzheit zuwiderlaufen. Bei näherer Betrachtung zeigen «Kulturen» eine grosse Vielfalt, und meistens sind sie hybrid.

■ Auch der kulturelle Determinismus wurde relativ schnell widerlegt. Zwar wird weiterhin nicht in Frage gestellt, dass die Erstsprachsozialisation von grosser Bedeutung ist und dass mit der Erstsprache meistens auch konkrete Weltbilder vermittelt werden. Jedoch erwies sich die These als unhaltbar, dass an solchen Weltbildern nicht gerüttelt werden kann.

■ Ebenfalls wurde offensichtlich, dass Kulturen sich sehr wohl wandeln. Migration und andere kulturübergreifende Kontakte erwiesen sich als wichtige Faktoren, um kulturellen Wandel zu fördern.

Die Bilanz dieser wissenschaftlichen Diskussion mündet in der Folgerung, dass es zwar Kultur, jedoch nicht Kulturen gibt. Gemeint ist damit, dass Menschen – und zwar alle – sehr wohl kulturelle Wesen sind. Insofern nämlich, als sie im Laufe der Evolution Geist entwickelt haben, der sie befähigt, Wissen zu externalisieren – in Sprachen, Schriftsysteme, Symbolkomplexe, Computerspeicher einzubinden – und dieses Wissen auch zu nutzen. Kulturen wiederum existieren deshalb nicht, weil sich diese nicht voneinander abgrenzen und definieren lassen und

zwar deshalb nicht, weil all jene Elemente, welche gemeinhin zur Definition von Kultur beigezogen werden – Sprache, Religion, soziale Muster, Kunststile –, kaum jemals örtlich beschränkt auftreten, sondern sich gegenseitig überlagern.

– Zum Beispiel scheint es sinnvoll zu sein, von einer abendländischen Kultur zu sprechen, existiert doch so etwas wie eine geistige Strömung, welche diesen Begriff stützt. Versucht man jedoch, dieses «Abendländische» über das Alltagsgeschehen zu fassen, stösst man schnell einmal an Grenzen. Nicht nur, dass diese «Kultur» eine ganze Reihe von unterschiedlichen Sprachen umschliesst, sie durchbricht auch regionale, kontinentale und religiöse Grenzen.

■ Dasselbe gilt für die so genannte islamische Kultur. Zwar glauben wir eine Vorstellung davon zu haben, was der Islam ist. Allein die Tatsache, dass diese Religion von Marokko bis Indonesien reicht und sich in völlig unterschiedlichen Richtungen ausgebreitet hat, macht es praktisch unmöglich, einen minimalen gemeinsamen Nenner für dieses Gebilde zu finden. Offensichtlich genügt Religion nicht, um eine Kultur zu definieren.

■ Auch der Versuch, chinesische und indische Kultur zu fassen, erweist sich als schwierig. Zwar wird man die Existenz von alten chinesischen und hinduistischen Philosophien ins Feld führen können. Ein genauerer Blick auf jene Regionen, in welchen diese geistigen Strömungen entwickelt wurden, bringt jedoch schnell einmal zu Tage, dass sprachliche, religiöse und soziale Heterogenität und Hybridität allgegenwärtig sind.

Kultur und Identität

Falls nun aber jenes Kulturkonzept zu hinterfragen ist, welches oben als holistisch und relativistisch beschrieben wurde, wie erklärt es sich,

■ dass in der Schweiz Fälle verzeichnet sind, in welchen kosovarische, albanische und türkische Väter und Brüder gegen weibliche Familienangehörige gewaltsam vorgehen, um die Familienehre wieder herzustellen? Zeugt dies nicht von einer Kultur, in der Ehre einen übergrossen Stellenwert hat?

■ dass muslimische Gruppen eigene Friedhöfe verlangen, um ihre Verstorbenen den islamischen Regeln entsprechend bestatten zu können?

■ dass tamilische Familien nach wie vor vorzugsweise Kreuzkusinen heiraten?

■ dass es Sikhs in England erreicht haben, dass sie als Polizisten und Bauarbeiter den Turban nicht gegen einen Helm eintauschen müssen?

■ dass jüdische und muslimische Gruppen die Schächtungserlaubnis wollen, um religiösen Geboten nachkommen zu können?

Offensichtlich haben all die oben erwähnten Praktiken irgend etwas mit Kultur zu tun. Jedoch lässt sich leicht zeigen, dass sie erstens nicht einer *bestimmten* Kultur zugeordnet werden können und dass sie zweitens nicht automatisch eine alle Lebensbereiche umfassende kulturelle Andersartigkeit manifestieren:

■ Konzepte der Familienehre sowie die mit diesen Konzepten einhergehenden Männer- und Frauenrollen finden sich keineswegs nur in Balkanländern und auch nicht allein in islamischen Gebieten. Sie waren im gesamten Mittelmeerraum verbreitet und wurden über Spanien und Portugal auch nach Lateinamerika exportiert. Wer Fontanes «Effi Briest» oder Tschekows «Das Duell» liest, wird zudem feststellen, dass Ehrkonzepte auch im mitteleuropäischen und slawischen Raum verwurzelt sind oder zumindest waren.

■ Die Forderung, Verstorbene nach bestimmten Vorstellungen bestatten zu können, ist nicht so sehr eine allgemein kulturelle, sondern zuerst einmal eine religiöse Frage. Auch malaysische und indonesische Muslime werden ihre Toten nach Mekka ausrichten wollen, obwohl sie anderen «Kulturen» entstammen als zum Beispiel arabische oder nigerianische Muslime.

■ Verwandtenheiraten sind weltweit verbreitet und werden heute noch auf praktisch allen Kontinenten in kleineren oder grösseren Gruppen praktiziert.

■ Auch die Schächtungsfrage ist religiöser und nicht allgemein kultureller Natur. Schliesslich wird es schwierig sein, jene jüdischen Gruppen, welche sich in der Schweiz für das Schächtungsanliegen einsetzen, als fremdkulturell zu bezeichnen, sind sie doch mehrheitlich «echte» Schweizer.

Diese Beispiele – deren Zahl beliebig vergrössert werden könnte – zeigen, dass Vorsicht geboten ist hinsichtlich der unüberlegten Zuweisung von bestimmten Handlungen oder Forderungen an bestimmte Kulturen. Meistens verschleiern solche Zuweisungen mehr, als dass sie Gründe und Motive offenlegen. Es kommt hinzu, dass solche Zuweisungen oft beleidigenden Charakter haben und an Rassismus grenzen. Die Behauptung

Migration, culture et liens nationaux. A propos du changement de la notion «culture»

La complexité accrue de la vie en société doit certainement être interprétée comme étant à l'origine du fait que les définitions visant l'ordre sont, aujourd'hui, d'une actualité primordiale. Le mot culture est justement l'une de ces définitions d'ordre qui prend toujours plus d'importance à mesure que la mobilité transnationale augmente. Toutefois, la discussion scientifique théorique démontre que la compréhension de la culture a changé au fil du temps. A l'origine, c'était une notion coloniale, à laquelle succéda une notion relativiste. Aujourd'hui, la notion de culture fait peau neuve avec l'universalisme, c'est-à-dire la tendance à considérer les hommes comme des êtres culturels, tout en niant la possibilité de diviser le monde en cultures différentes. Appliquée au contexte migratoire, cette nouvelle optique parvient à la conclusion que l'on devrait moins parler de différenciation culturelle, mais davantage de principes de l'État de droit ainsi que de droits et d'obligations inscrits dans la Constitution fédérale, auxquels sont soumis tant les ressortissants suisses que les migrants.

zum Beispiel, dass Blutrache Teil der albanischen Kultur sei, ist für all jene Albanerinnen und Albaner beleidigend, die sich von solchen Zwängen befreit haben und die zurecht darauf verweisen, dass in Albanien die Blutrache seit langem strafrechtlich verfolgt wird.

Dass in der Alltagssprache trotzdem immer wieder mit Kulturrargumenten operiert wird, wenn es darum geht, eigenes und fremdes Verhalten zu beschreiben, hat offensichtlich weniger mit definierbaren kohärenten Kulturen zu tun, als vielmehr mit Identitäten und mit Identitätspolitik. Kultur und Identität werden in der heutigen Zeit nicht selten als Synonyme betrachtet, insbesondere dann, wenn «Eigenes» von «Fremdem» abgegrenzt werden soll.

Anders als Kultur sperren sich Identitäten gewöhnlich – insbesondere dann, wenn sie kollektive Züge tragen – gegen die Hybridisierung und Heterogenisierung. Zwar wird heute nicht mehr bezweifelt, dass Identitäten multiplen Charakter haben, dass sie kontextabhängig sind und dass *Identity Switching*, also das Wechseln von Identitäten, möglich ist. Es ist jedoch ebenfalls erwiesen, dass kollektive Identitätsbildungen

■ kompetitiv sind, das heisst, dass ein Gegenüber benötigt wird, von dem man sich zwecks Stärkung des eigenen Selbst abgrenzen kann;

■ mit Stereotypen arbeiten, die zur Desavouierung des Anderen genutzt werden können;

■ umso essentialistischer und fundamentalistischer sind, je härter sich der Wettbewerb zwischen Gruppen gestaltet, das heisst, je grösser die in Aussicht stehenden Identitätsgewinne, beziehungsweise die erwarteten Identitätsverluste sind;

■ um so wirkungsvoller in Szene gesetzt werden, falls sie mit Elementen arbeiten, die im *Common Sense* eingelagert sind. Solche kulturellen Artefakte, also etwa der Bezug auf eine besondere Tradition oder eine gemeinsame Herkunft, eignen sich besonders dazu, kollektive Identitäten zu nähren.

Die Vermischung von Identitäts- und Kulturfragen ist eines der wichtigsten Merkmale der modernen Zeit, wobei die Versuche, kollektive Identitäten zu errichten, immer auch materielle Ursachen haben. Identitätskämpfe sind somit immer auch Kämpfe um konkrete Ressourcen. Ob wir nun nationale oder ethnische Bewegungen betrachten oder gar einen Blick in die

Abgründe ethnischer Kriege wagen, wie sie in Ruanda, Ex-Jugoslawien, Sri Lanka oder im Kaukasus stattgefunden haben oder immer noch stattfinden. Es ist leicht festzustellen, dass jene Protagonisten, die sich am Werk der Identitätskonstruktion am stärksten hervortun, sich ausnahmslos auf die eigene Kultur berufen, die in Gefahr ist und die es zu verteidigen gilt.

Integration und nationale Bindungen

Übertragen wir das oben Gesagte auf den Migrations- und Integrationskontext der Schweiz, so wird schnell ersichtlich, wie Kultur- und Identitätsfragen zusammenspielen. Und dies gilt sowohl für jene, die Integrationsforderungen an Zuwanderer richten als auch für die Zuwanderer selbst.

Seit über einem Jahrhundert wird – manchmal stärker, manchmal schwächer – an Zuwanderer die Assimilationsforderung gestellt. In dieser Forderung ist die Idee enthalten, dass es so etwas wie eine schweizerische Kultur gebe, an die man sich assimilieren könne. Was jedoch existiert, ist nicht eine schweizerische Kultur, sondern eine schweizerische (Willens-)Nation. Was an Kultur eruiert werden kann, sind einzelne Artefakte, die jedoch kein geschlossenes Gebilde ergeben und die sich zum Teil sogar gegenseitig bekämpfen. Zu diesen gehören etwa die

vier Landessprachen und die dialektalen Ausformungen dieser Sprachen, wie sie etwa in der Ostschweiz, in Zürich, Basel und Bern, aber auch im Wallis und im Graubünden vorkommen. Zu diesen Artefakten gehören auch die protestantische und katholische Kirche sowie die jüdische Gemeinde. Seit einiger Zeit gehören auch eine muslimische Gemeinde dazu, aber auch all jene Schweizerinnen und Schweizer, die sich weder einer Kirche noch einer religiösen Gemeinde zurechnen. Die Schweiz definiert sich deshalb nicht durch eine gemeinsame Kultur, sondern durch eine beträchtliche kulturelle Vielfalt, weshalb auch die Assimilationsforderung obsolet ist. Was die schweizerische Bevölkerung – sowie die hier lebende ausländische Bevölkerung – miteinander verbindet, ist nicht eine gemeinsame Kultur, sondern die Tatsache, im selben Rechtsstaat zu leben und derselben Verfassung zu unterstehen. Ein differenziertes Integrationskonzept verzichtet deshalb wohlweislich auf holistische Forderungen und ersetzt Kultur durch Lebenswelt. Das Einfügen in eine Lebenswelt beinhaltet sowohl den Erwerb jener Sprache, die in dieser Lebenswelt dominiert als auch den Aufbau von sozialen Beziehungen und den Einstieg in Bildungs- und Arbeitsmarktsysteme. Da Lebenswelten durch Gebote und Gesetze sowie durch die staatliche Verfassung geordnet sind, beinhaltet Integration ebenfalls die Kenntnis und das Befolgen der gegebenen Rechte und Pflichten.

Tatsächlich wird man feststellen, dass die Eingliederung von Zuwanderern in Lebenswelten die bereits existierende kulturelle Vielfalt zusätzlich fördert und dies unabhängig davon, ob Integrationsprozesse langsam oder schnell, harmonisch oder konfliktreich verlaufen. Allein die Möglichkeit der Wahrnehmung von Grundrechten, wie beispielsweise die Meinungs- und Religionsfreiheit, verweist auf Freiräume, die auch von Zuwanderern genutzt werden können.

Hans-Rudolf Wicker ist Professor für Ethnologie an der Universität Bern. Er beschäftigt sich seit vielen Jahren mit dem Thema Kultur und arbeitet zu verschiedenen Fragen rund um Migration, Integration und Multikulturalismus aus einer kritischen Perspektive. Er ist Autor zahlreicher Publikationen und Mitherausgeber des demnächst erscheinenden Sammelbandes über die Ergebnisse des Nationalen Forschungsprogramms «Migration und interkulturelle Beziehungen».

Identitätsmanagement

Die Erfahrung zeigt, dass die schweizerische Bevölkerung nicht selten versucht, sich der zusätzlichen kulturellen Pluralisierung zu verweigern und sich hierzu auf die nationale Identität beruft. Der seit Ende des 19. Jahrhunderts existierende Überfremdungsdiskurs sowie die in den letzten Jahren häufig über Urnenabstimmungen erfolgten negativen Einbürgerungsentscheide sind eine deutliche Manifestation solcher Verweigerung. Dass in solchen Diskursen fremdenfeindliche Gefühle grössere Bedeutung haben als eine gegebene schweizerische Kultur, liegt auf der Hand, werden doch durch solche Reaktionen oft Personen getroffen, die als gut integriert gelten und nicht jene, die sich einer Integration verweigern. Kultur wird in xenophoben Reden denn auch oft für Zwecke instrumentalisiert, die mit Kultur überhaupt nichts zu tun haben.

Freilich übt sich nicht allein die schweizerische Bevölkerung in Identitätsmanagement, sondern ebenfalls Migranten. Genauso wie die zahlreichen in den letzten zwei Jahrzehnten nach Kanada ausgewanderten Schweizer Bauern, die sich dort in Schweizervereinen finden und die schweizerische Kultur hochhalten, sammeln sich in der Schweiz Ausländer in Vereinen, um die Heimatkultur zu zelebrieren. Italiener haben dies ebenso getan wie später Türken und Tamilen. Aber auch Dänen und Schweden finden sich in solchen Clubs. Offensichtlich fällt es Erstgenerationsmigranten – welcher Nationalität sie auch immer sein mögen – schwer, heimatliche Bindungen so ohne weiteres zu lösen. Dabei ist es auffällig, dass Unterschichtmigranten weit stärker solche Neigungen verspüren als Oberschichtmigranten (Akademiker, Manager, Künstler). Letztere pflegen eher einen kosmopolitischen Stil, während erstere nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass ihr Aufenthaltsstatus im Gastland meist nicht gesichert ist und die Rückkehr in die Heimat als Option gewahrt werden muss, oft in national-ethnischen Netzen eingebunden bleiben. Erst die Nachkommen dieser Gruppe von Zuwanderern werden sich vermutlich definitiv aus national-ethnischen Netzen herauslösen und sich als tatsächlich zugehörig zum Gastland betrachten.

Gastländer begegnen solchen Zirkeln mit Misstrauen, und dies seit jeher. Die brasilianische Regierung stand den Vereinen von Deutschen, die in südlichen Provinzen sogar eigene Städte gründeten, ebenso skeptisch gegenüber wie die argentinische Regierung den schweizerischen Siedlern in Misiones. Die amerikanische Regierung verdächtigte sowohl chinesische wie italienische Zuwanderer, eine fünfte Kolonne zu bilden, die sich nicht gegenüber den USA, sondern gegenüber dem jeweiligen Heimatland loyal verhielten. In der Schweiz dürfte es nur ganz wenige Zuwanderergruppen geben, an deren Loyalität

zur Schweiz anfänglich nicht massiv gezweifelt wurde. Dazu gehören jene Polen, die Ende des 19. Jahrhunderts in die schweizerische Landwirtschaft geholt wurden, ebenso wie jene Italiener, die vor dem ersten Weltkrieg für die grossen Infrastrukturarbeiten angeworben wurden, und jene, die nach dem Zweiten Weltkrieg als Gastarbeiter den Konjunkturaufschwung stützten. Dazu gehören aber auch Tamilen, Türken und Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, die in den achtziger und neunziger Jahren entweder als Flüchtlinge oder als Arbeitskräfte in die Schweiz gelangt sind.

Fazit

Offensichtlich weisen alte und neue Formen des Umgangs mit transnationaler Mobilität sowohl Variablen als auch Konstanten auf. Variablen ergeben sich vor allem darin, dass sich das Zuwanderungsszenario langsam wandelt und heute – mehr als früher – Zuwanderer aus Ländern ausserhalb des EU/EFTA-Raumes stammen. Stärker als Variablen fallen jedoch Konstanten ins Gewicht. Diese zeigen sich vor allem darin, dass Zuwanderer heute genauso wie früher oft als fremdkulturell verortet werden und dass sich hinter solcher Verortung in erster Linie eine Abwehr verbirgt, die letztlich wenig mit Kultur, dafür umso mehr mit der schweizerischen Identitätsfrage zu tun hat. Eine weitere Konstante findet sich im Umstand, dass heute wie früher die Zuwanderung eine weit höhere Aufmerksamkeit erlangt als die Abwanderung. Zum Beispiel ist die Frage, inwieweit schweizerische Auswanderer im jeweiligen Gastland den Integrationsstandards genügen, die Sprache lernen und sich mit der dortigen Kultur identifizieren, kein Diskussionspunkt. Dieselben Anforderung werden jedoch an Zuwanderer, die in der Schweiz leben, gestellt und dies seit mehr als einem Jahrhundert. Dass solche Variablen und Konstanten weniger mit eigentlicher Kultur, als mit Identitäten und mit Ängsten vor Identitätsverlust zu tun hat, liegt auf der Hand. Es wäre aus diesen Gründen wohl angesagt, Migrationsfragen weniger vor dem Hintergrund vermuteter oder zugeschriebener Identitäten und Kulturen zu diskutieren, als vielmehr vor dem Hintergrund rechtsstaatlicher und verfassungsrechtlicher Prinzipien.



■ Julie steht im Iglu. Das Iglu war warm. Das Iglu war gross. Sie lagern hier Karibufleisch oder Seehundfleisch. Aber im Moment ist hier kein Fleisch drin. Man kann im Iglu schlafen. Vor langer Zeit schliefen sie im Winter in Iglus und im Sommer in Zelten. Manche Leute schlafen in einem Iglu, wenn sie jagen oder fischen gehen. Leah, 14 Jahre, Akulivik.